



Lebensqualität braucht für mich Teilhabe



Im Gespräch: Fotos:

Leopold Mantz und Stefan Knobel
Leopold Mantz



Er hat Firmen gegründet, sich zivilgesellschaftlich engagiert und immer wieder neue Ideen entwickelt und umgesetzt. Im Gespräch blickt der nun 89-Jährige auf sein Leben zurück.

KNOBEL: Leopold, wie alt bist du?

MANTZ: Ich bin Jahrgang 1934, also bald 89 Jahre alt.

KNOBEL: Das ist ein langes Leben ...

MANTZ: Das ist so. Ich habe vor einigen Jahren mein Curriculum Vitae zusammengeschrieben und dabei bemerkt, dass ich in meinem Leben sehr viele berufliche und persönliche Meilensteine durchleben durfte. Obwohl ich beruflich stets sehr eingebunden war, habe ich mich immer wieder auch für gesellschaftliche Projekte engagiert.

KNOBEL: Zum Beispiel?

MANTZ: Ich habe mich in jungen Jahren politisch in der Liberalen Partei des Kantons Schwyz engagiert und die Fechtgesellschaft Küssnacht mitgegründet.

KNOBEL: Küssnacht – da hast du dein ganzes Leben verbracht.

MANTZ: Ja, hier hatte schon mein Vater eine Drogerie geführt. Er und sein Vater sind von der Nachbargemeinde Arth nach Küssnacht gezogen und haben hier ein Drogeriegeschäft gegründet. Mein Urgroßvater war Apotheker und ist im Jahr 1840 von Baden-Württemberg in die Schweiz eingewandert. Er hat später das Bürgerrecht der Stadt Zürich erhalten. Wie das vonstatten gegangen ist, habe ich nicht herausgefunden. Denn auch mein Urgroßvater hat immer im Kanton Schwyz gelebt. Auf alle Fälle bin ich vom Bürgerrecht her ein Stadtzürcher – im Herzen aber ganz klar ein Küssnachter.

KNOBEL: Du bist in einer Drogerie aufgewachsen?

MANTZ: Genau, aber mein Vater hatte keinen großen Einfluss auf mich, denn als ich dreizehn Jahre alt war, ist er an den Folgen eines Autounfalls gestorben. Geprägt worden bin ich von meiner Mutter – und ich hatte eine wunderbare Jugend. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich jemals gegen einen Widerstand ihrerseits hätte antreten müssen. Ein Beispiel: Ich besuchte das Gymnasium, weil ich Apotheker werden wollte. Als ich in der zweiten Klasse war, verhängte ein Lehrer eine Strafe über mich. Ich hätte nachsitzen sollen. Doch ich fühlte ich mich unschuldig und somit ungerecht behandelt. Also habe ich mich geweigert, dieser Anordnung zu folgen. Ich sagte das meiner Mutter – sie meinte nur, ich müsse das selbst wissen. Die Folge war, dass ich aus dem Gymnasium ausgeschlossen wurde. Und so beendete ich meine Schulzeit mit der Sekundarschule.

KNOBEL: Und die Konsequenzen?

MANTZ: Mir war dadurch der akademische Weg versperrt. Ich konnte nicht Apotheker werden. Meine Mutter schickte mich daraufhin zu einem Berufsberater nach Luzern. Dieser befragte mich und sandte meiner Mutter im Anschluss den Bericht. Meine Mutter hat mir diesen Bericht nie gezeigt und hat mir gegenüber auch keine aus diesem erfolgende Reaktion erkennen lassen. Ich habe den Bericht aber per Zufall gefunden und so konnte ich ihn trotzdem lesen. Darin stand, dass ich mit meiner Arbeitshaltung auf keinen Fall eine Mittelschule bestehen würde. Selbst eine Lehre als Drogist würde ich wohl kaum bestehen. Als ich das gelesen hatte, dachte ich: «Dem zeige ich es!» Dieser Bericht hat mich motiviert.

KNOBEL: Daraufhin hast du die Drogistenlehre begonnen?

MANTZ: Meine Mutter führte den Betrieb nach dem Tod meines Vaters weiter. Sie hatte einen diplomierten Drogisten als Geschäftsführer angestellt, aber als geschickte Geschäftsfrau war sie die treibende Kraft hinter dem Unternehmen. Sie war als junge Frau in einem vergleichbaren Geschäft in Baar aufgewachsen und hatte in diesem Betrieb immer mitgearbeitet. Sie kannte das Geschäft in- und auswendig, obwohl sie den Titel als Drogistin nicht hatte.

KNOBEL: Und du wolltest beweisen, dass du trotz deiner «riesen Arbeitshaltung» Drogist werden kannst?

MANTZ: Genau. Ich wollte aber meine Lehre nicht im elterlichen Betrieb machen. Meine Mutter schlug deshalb vor: «Dein Vater hat seine Lehre in Interlaken absolviert. Das könntest du doch auch tun.» Also bin ich nach Interlaken in die Lehre gegangen.

KNOBEL: Und dort hat es dir gefallen?

MANTZ: Es war sehr gut. Die Besitzer der Drogerie führten ein Unternehmen mit unterschiedlichen Betriebszweigen. Nebst verschiedenen Drogerien und Apotheken gehörte auch eine Mineralwasser-Großhandlung dazu. Das erste halbe Jahr wurde ich mit der Auslieferung von Mineralwasser beschäftigt. Ich musste von morgens früh bis abends spät Mineralwasser schleppen. Und das war ein Segen, denn als Jugendlicher war ich stark übergewichtig. In diesem halben Jahr habe ich zwölf Kilo Gewicht verloren und mich plötzlich ziemlich sportlich gefühlt.

Ein weiteres Glück war, dass in der Pension, in der ich wohnte, auch der Lehrer René Perain wohnte. Er war Anthroposoph und ausgebildeter Sekundarlehrer. Zwischen ihm und mir hat sich eine enge, sehr wertvolle Freundschaft entwickelt. Er hat mir die Anthroposophie nähergebracht. Die philosophischen Gespräche mit ihm zeigten mir eine Seite an mir auf, die ich bis dahin gar nicht gekannt hatte. Ich entwickelte ein Verständnis für

die Natur und ein ökologisches Bewusstsein, das mich für mein ganzes weiteres Leben geprägt hat. Im dritten Lehrjahr mussten wir einen Vortrag halten. Ich wählte das Thema der biologisch-dynamischen Düngung. Viel später erst, im Jahr 1962, erschien Rachel Carsons Buch «Der stumme Frühling», und 1968 wurde der Club of Rome gegründet, der im Jahr 1972 den Bericht «Die Grenzen des Wachstums» veröffentlichte. Heute würde man sagen, ich sei schon damals ein «Grüner» gewesen. Mir war klar, dass es auf der Welt nicht so weitergehen kann. Das hat sich auch in meinem Drogeriesortiment niedergeschlagen.

KNOBEL: Kommen wir zurück auf deinen Weg zum Drogisten. Deine Mutter führte als Geschäftsfrau die Drogerie und war alleinerziehende Mutter. Wie hat sie das unter einen Hut gebracht?

MANTZ: Da das Geschäft gut lief, hatte sie immer eine Hausangestellte. Da gibt es eine wunderbare Geschichte. Vor dem Zweiten Weltkrieg war bei uns eine junge Frau aus Österreich tätig. Sie hieß Maria Moser und kam aus Linz. Meine Mutter und Maria haben sich wunderbar verstanden. Sie haben den Kontakt gehalten, als Maria wieder nach Österreich zurückkehrte. Maria wurde während des Krieges schwanger. Der Vater des Kindes war an der Front und ist gefallen, bevor Georg Moser zur Welt gekommen ist. Nun war da diese junge Frau mit ihrem Kind, die zudem auch noch ihre kranke Mutter zu unterstützen hatte. Es ist kaum vorstellbar, wie das Leben im zerbombten Linz gewesen sein musste. Um Maria zu entlasten, ist der dreijährige Georg nach Ende des Krieges zu uns nach Küssnacht gekommen und hat bis zu seiner Einschulung, also drei Jahre lang, durchgehend bei uns gelebt. Er war für mich wie ein kleiner Bruder. Er hat in Linz seine Schulen gemacht, ist aber immer im Sommer zu uns in die Ferien gekommen.

KNOBEL: Er ist ein Teil der Familie geblieben.

MANTZ: Es geht noch weiter. Bei uns lernte Georg die Drogerie kennen und deshalb absolvierte er in Linz die Ausbildung zum Drogisten. Als ich das elterliche Geschäft übernahm, wurde ich von Beginn an von meiner Schwester Maria und ihrem Mann Othmar Langenegger unterstützt.

Othmar hatte immer sehr gute Ideen. Wir verkauften damals auch Lebensmittel. Damit die Bauernfamilien nicht ins Dorf kommen mussten, um einzukaufen, führten wir einen Hauslieferdienst ein. Die Familien haben telefonisch bestellt und wir haben in regelmäßigen Abständen ausgeliefert.

KNOBEL: Ihr habt also den Onlinehandel erfunden ...

MANTZ: (lacht) Genau – und wussten es nicht. Als ich weitere Mitarbeiter brauchte, habe ich an Georg gedacht. Als ich ihn fragte, ob er nicht in der Schweiz arbeiten



möchte, schrieb er uns: «Ich wäre gerne gekommen – aber es ist so, dass meine Freundin schwanger ist.» Meine Frau und ich haben zueinander gesagt: «Die können ja beide kommen.» Und so sind wir an einem Dreikönigstag mit dem Nachtzug in Richtung Linz gefahren und haben die Freundin von Georg kennengelernt. Georg ist daraufhin sofort in die Schweiz gekommen und seine Grete siedelte, nachdem sie ihr Kind geboren hatte, ebenfalls in die Schweiz über.

KNOBEL: Und die beiden sind in der Schweiz geblieben?

MANTZ: Ja. Die Eltern, Georg und Grete, sind mittlerweile leider gestorben. Ihr Sohn Andreas lebt mit seiner Familie aber noch immer in der Schweiz. Die drei Kinder von Andreas und seiner Frau Arianne verfügen mittlerweile alle über einen akademischen Abschluss und Andreas ist jetzt Präsident der Fechtgesellschaft Küssnacht, die ich mit seinem Vater im Jahr 1964 gegründet habe.

KNOBEL: Fechter warst du auch?

MANTZ: Ja. Georg war schon in Linz Fechter und ich habe mit ihm diesen Verein gegründet. Aber ich bin abgeschweift. Ich habe in Interlaken meine Lehre abgeschlossen – und zwar mit Auszeichnung. Das hat mir gutgetan, denn ich konnte dem Berufsberater beweisen, dass ich hart arbeiten kann, wenn ich will und wenn ich das, was ich tue, als sinnvoll erachte.

Danach absolvierte ich die Rekrutenschule und wurde Unteroffizier. Nach einem Militärunfall wurde ich aber ausgemustert. Später habe ich die Drogistenschule in Neuenburg besucht. Das war die Voraussetzung, um selbst eine Drogerie zu führen und Lehrlinge auszubilden. In dieser Zeit habe ich meine Anneliese geheiratet. Wir waren 62 Jahre zusammen. Sie hatte eine Ausbil-

dung als Kindermädchen absolviert, hat bei französischen Diplomaten gearbeitet und deren Kind erzogen.

KNOBEL: Und nach der Ausbildung hast du die elterliche Drogerie übernommen?

MANTZ: Ja, es war notwendig. Damals wurde das Geschäft durch den Geschäftsführer nicht mehr besonders gut geführt. Und ich wusste, dass man etwas verändern musste. Die Firma gehörte der Erbengemeinschaft meines verstorbenen Vaters. Eines Tages sagte ich zu meiner Mutter: «Ich komme gerne nach Hause und führe das Geschäft. Aber ich möchte klare Verhältnisse. Ich möchte das Geschäft zusammen mit meiner Schwester Maria und ihrem Mann Othmar führen. Du und deine zweite Tochter müssen aus dem Geschäft ausscheiden.» Das war damals schon ein Schritt – ich war ja erst 23 Jahre alt. Wir drei sanierten anschließend gemeinsam das Geschäft. Meine Schwester Maria hat die Logistik auf Vordermann gebracht. Othmar hat tatkräftig mitgearbeitet – wie bereits erwähnt hatte er viele gute Ideen.

KNOBEL: Und das Geschäft war erfolgreich?

MANTZ: Es ist uns gelungen, die Drogerie wieder rentabel zu machen. Nach vier Jahren haben wir das Geschäft erweitert. Und ich wusste spontan: Bis sechzig stehe ich nicht hinter dem Ladentisch. Ich habe in der Folge zwei unterschiedliche Unternehmensschulungen besucht. Dort habe ich verschiedene Firmenkonstrukte kennengelernt. Im Jahr 1971 habe ich gemeinsam mit dem Schwager meiner Frau die Dropa AG gegründet. Das ist eine Firma, die im Franchising-System Drogerien unterstützt.

KNOBEL: Interessant. Was für Vorteile hat ein Franchising-System?

MANTZ: Mit dem Fall der Preisbindung im Jahr 1965 ist die Marge im Fachhandel drastisch zusammengebrochen. Der Preiskampf ging los. Es hat ein regelrechtes Drogeriensterben gegeben. Die DrogistInnen mussten lernen, unternehmerisch zu denken. Und das haben wir mit dem Franchise-System unterstützt. Die erste Filiale haben wir in Davos eröffnet. Für die Expansion mussten wir Geld aufentreiben. Später haben wir den Hauptsitz in Pfäffikon gegründet. Wir hatten sehr viel Glück mit dem ersten Geschäftsführer, Dieter Glenz. Er war ein sehr guter Manager. Ich war Verwaltungsratspräsident und Delegierter des Verwaltungsrates.

Man denkt, dass der größte Vorteil bei einem Franchising-System der gemeinsame Einkauf ist. Selbstverständlich haben wir das auch gemacht. Aber das Wichtigste für uns war, die Kompetenz der MitarbeiterInnen und Führungskräfte zu fördern. Wir haben von Anfang an in Bildung investiert. Für die Führungskräfte haben wir das sogenannte «Dropa Management Seminar, DMS» gegründet. Per Zufall lernten wir René Müll-

ler kennen. Er war vorher bei Migros – und übernahm dann bei uns das DMS. Er hat den Betrieb stark geprägt. Die Franchiseunternehmer hatten eine Bildungspflicht. Wir haben die Unternehmen jährlich zwei- bis dreimal besucht und sie beraten. So war es möglich, dass diese Franchiseunternehmen einerseits unternehmerisch tätig sein konnten, andererseits aber das Kernsortiment übernehmen mussten.

KNOBEL: Und die Dropa ist gewachsen?

MANTZ: Wir haben eine Mischform gewählt. Einerseits hatten wir FranchisenehmerInnen. Andererseits haben wir auch eigene Drogerien betrieben. Das war wichtig, um zu beweisen, dass erfolgreiches Wirtschaften in diesem Bereich möglich ist. Als ich in den Ruhestand ging, hatten wir achtzehn eigene Filialen und über fünfzig Franchiseunternehmen. In der Zentrale waren etwa zwanzig MitarbeiterInnen tätig. Die Buchhaltung haben wir an die Gewerbetreuhand AG ausgelagert.

KNOBEL: Es ist eine Erfolgsstory geworden.

MANTZ: Wir waren in der Branche hoch angesehen – aber auch ein bisschen gefürchtet. In der Drogerie der Mantz AG in Küssnacht stand ich jede Woche einmal am Ladentisch und habe so den Kontakt zu den EndverbraucherInnen gehalten. Im Jahr 1992 haben wir das Muttergeschäft verkauft. Für die Dropa AG haben wir keine internen NachfolgerInnen gefunden. So verkauften wir die Firma im Jahr 2001 an die Familie Bähler. Dieses Familienunternehmen war vor dem Zukauf der Dropa im Apothekengeschäft sehr stark. Mir war es sympathisch, dass ein Familienunternehmen die Dropa übernimmt. Die neuen Besitzer machen das auf ihre Art – aber es ist gut so. Die Dropa lebt also weiter und die Franchiseunternehmer sind zufrieden. Ich habe zu den neuen Eignern noch immer einen erfreulich guten Kontakt.

KNOBEL: Du bist offenbar ein Mensch, der mit viel Energie etwas aufzubauen, aber auch wieder loslassen kann.

MANTZ: Das stimmt. Ich habe etliches aufgebaut, auch im zivilgesellschaftlichen Bereich. In den 1960er-Jahren habe ich mich im Detaillistenverein Küssnacht engagiert. Dann war ich wie gesagt Gründungspräsident der Küssnachter Fechtgesellschaft und Vorstandsmitglied der Liberalen Volkspartei Küssnacht. Ich habe in der Ortsplanungskommission der Gemeinde mitgearbeitet und wurde ins Kantonsgericht berufen.

KNOBEL: Als Laienrichter?

MANTZ: Ja, das Kantonsgericht besteht aus JuristInnen und aus vom Volk gewählten LaienrichterInnen. Ich habe mich immer schon für Gerechtigkeit eingesetzt, darum habe ich mich für diese Aufgabe interessiert. Dieses Amt habe ich während neunzehn Jahren ausgeübt. Anschließend wurde ich – eher unbeabsichtigt – Säckel-

meister im Bezirk Küssnacht. Ich habe aber schnell gemerkt, dass ich kein Exekutivpolitiker bin. Ich musste als erste Amtshandlung die Steuern erhöhen, weil meine Vorgänger die Steuern ohne Rücksicht auf die notwendigen und laufenden Investitionen gesenkt haben. Das ist mir auch gelungen, aber nach zwei zweijährigen Amtsperioden bin ich nicht mehr angetreten. In der Folge wurde ich Präsident der Spitex Küssnacht. Dieses Amt habe ich zwölf Jahre lang ausgeübt.

KNOBEL: Das war ein riesiges Engagement für die Öffentlichkeit.

MANTZ: Ich habe immer versucht, nicht nur dem Geschäft, sondern auch der Gesellschaft zu dienen. Das hat mir nicht nur Freunde eingebracht. Ich bin ein liberal denkender Mensch und als Unternehmer wirtschaftsfreundlich. Aber ich habe mich seit meiner Jugend immer auch für die Natur und für ein rücksichtsvolles Wirtschaften eingesetzt. Meine politischen Gegner haben immer vom «rot-grünen» Säckelmeister gesprochen. Dies, obwohl ich der FDP, also der Liberalen Partei angehörte. Das hat mich geärgert – und zwar weil ich der Meinung bin, dass es in der Gemeindepolitik nicht um Ideologien gehen sollte, sondern darum, Probleme zu lösen und den BürgerInnen gute Bedingungen zu schaffen.

KNOBEL: Aber du musst eingestehen, dass du in den 1970er-Jahren als ökologisch bewusster Politiker schon ein Pionier warst.

MANTZ: Das ist so. Doch ich denke, dass der Schutz unserer Lebensgrundlage – und das ist die Natur – kein parteipolitisches oder ideologisches Thema ist. Das ist oder vielmehr das wäre die Verantwortung aller. Es gibt zum Glück viele junge Menschen, die das ebenfalls anders sehen. Ein Beispiel ist das Culinarium Alpinum in Stans. Diese Stiftung versucht, das kulinarische Erbe des Alpengebiets zu erhalten und die LandwirtInnen dabei zu unterstützen, die alten Pflanzensorten, die seit Jahrhunderten im alpinen Gebiet gezüchtet wurden, wieder anzubauen. Solche Projekte, die letztlich auch eine wirtschaftliche Perspektive eröffnen, faszinieren mich.

KNOBEL: Leopold, du bist bald neunzig Jahre alt. Hast du als Junge gedacht, dass du so alt werden kannst?

MANTZ: Mein Vater ist mit 48, meine Mutter mit 74 Jahren gestorben. Als ich ein Jüngling war, habe ich nicht über die Anzahl der Jahre meiner Mitmenschen nachgedacht. Ich habe viele Menschen beobachtet, die körperlich alt, müde und leidend waren.

KNOBEL: Und jetzt bist du fast neunzig Jahre alt und richtig fit.

MANTZ: Jetzt schon – das war aber nicht immer so. Ich hatte vor einiger Zeit einen schweren Unfall und es hat viel Energie gekostet, bis ich wieder so weit war, wie ich

jetzt bin. In diesem Alter ist die Erholungszeit nach einem solchen Ereignis sehr lang. Und in letzter Zeit fordert mich das Gleichgewicht immer mal wieder heraus. Dieses Problem zeigt sich auch bei einigen meiner Altersgenossen. Und wenn sie stürzen, ist das ziemlich dramatisch. Offenbar ist das ein Teil der Hochaltrigkeit.

KNOBEL: Was ist Lebensqualität für dich?

MANTZ: Das ist eine interessante Frage. Es gehören für mich verschiedene Dinge dazu. Das erste ist für mich die Teilhabe; mit anderen Menschen Gespräche führen, Schönes erleben. Das zweite, was dazugehört, sind die Gedanken an die Zukunft. Ich überlege viel, wie wir die Welt gestalten müssen, dass die nächsten Generationen ebenfalls ein gutes Leben führen können. Ich kann mich auch ärgern über einige Entwicklungen auf der Welt.

Was sich in meinem Leben verändert hat, ist die zeitliche Komponente. Ich bin sehr langsam geworden. Beim Essen zum Beispiel komme ich mit den anderen nicht mehr mit. Die Hauptspeise wird jeweils kalt, weil ich für den Salat oder die Suppe so viel Zeit brauche.

Ich habe in der LQ deinen Artikel zum Thema der Wahlmöglichkeiten gelesen. Dieses Thema beschäftigt mich schon lange und ich frage mich jeden Tag, wo ich in mir noch Möglichkeiten entdecken kann, auch wenn meine Kräfte abnehmen. Es ist nicht immer einfach, den Spielraum zu finden – und wenn man ihn nicht mehr findet, wird es schwierig. Dann benötigt man die Unterstützung von anderen Menschen.

KNOBEL: Leopold, herzlichen Dank für den Einblick in dein bewegtes Leben. ●



LEOPOLD MANTZ
ist engagierter Unternehmer, Philanthrop und Pensionär. Er lebt und wirkt in Immensee, Gemeinde Küssnacht im Kanton Schwyz.



STEFAN KNOBEL
ist von Beruf Krankenpflüger und arbeitet als Kinaesthetics-Ausbilder. Er ist Präsident der stiftung *lebensqualität*.

LQ

kinaesthetics – zirkuläres denken – lebensqualität



In der Zeitschrift LQ können die LeserInnen am Knowhow teilhaben, das Kinaesthetics-AnwenderInnen und Kinaesthetics-TrainerInnen in zahllosen Projekten und im Praxisalltag gesammelt haben. Ergebnisse aus der Forschung und Entwicklung werden hier in verständlicher Art und Weise zugänglich gemacht. Es wird zusammengeführt. Es wird auseinander dividiert. Unterschiede werden deutlich gemacht. Neu entdeckte Sachverhalte werden dargestellt und beleuchtet. Fragen werden gestellt. Geschichten werden erzählt.

Die LQ leistet einen Beitrag zum gemeinsamen analogen und digitalen Lernen.

Bestellen Sie die Zeitschrift LQ unter www.verlag-lq.net
oder per Post

verlag lebensqualität
nordring 20
ch-8854 siebnen

verlag@pro-lq.net
www.verlag-lq.net
+41 55 450 25 10



Print-Ausgaben plus Zugang zur Online-Plattform



Bestellung Abonnement

LQ – kinaesthetics – zirkuläres denken – lebensqualität

Ich schenke lebensqualität

- mir selbst
 einer anderen Person

Meine Adresse:

Vorname _____

Name _____

Firma _____

Adresse _____

PLZ _____ Ort _____

Land _____

eMail _____

Geschenkabonnement für:

Vorname _____

Name _____

Firma _____

Adresse _____

PLZ _____ Ort _____

Land _____

eMail _____